

verschleppten mich die Militärs 1977 und sperrten mich in ein Geheimgefängnis. Ich blieb 14 Monate in Haft, bis Mai 1978.

In dieser Zeit wurden Sie gefoltert. Wie hat die Gefangenschaft ihr Leben verändert?

Es war ein schmerzhaftes Erlebnis. Die ersten Tage verbrachte ich in einer Zelle, die etwa so groß wie ein Schreibtisch war. Dennoch: Wenn man es als Mensch schafft, so etwas zu überleben und zu verarbeiten, ist das eine enorme Erfahrung. Viele Regimegegner wurden allerdings völlig zerstört. Bis heute leben sie mit schweren physischen und psychischen Problemen, sie konnten sich nicht mehr ins soziale Leben eingliedern. In Gefangenschaft habe ich gelernt, ein freier Mensch zu sein. Die Militärs hatten zwar Macht über meinen Körper, aber nicht über meinen Geist und meine innere Standfestigkeit, diese extreme Situation überleben zu wollen.

Hat Ihnen der Glaube dabei geholfen?

An einem Tag öffneten die Militärs meine Zellentür, damit ich auf die Toilette gehen konnte. Ich sah an einer Wand mit Blut geschrieben: Gott tötet nicht. Ein gefolterter Gefangener hatte diese Worte mit seinem eigenen Blut geschrieben. Das ist für mich der größte Glaubensakt, den ich kenne. Das hat sich mir für immer eingepägt.

Tausende politische Gefangene wurden ermordet. Wie überlebten Sie?

In Argentinien stürzten die Militärs Regimegegner aus Flugzeugen in den Fluss Río de la Plata. Auch mich haben sie gefesselt in ein Flugzeug geladen. In der Luft bekamen die Militärs plötzlich den Befehl, mich nicht herunterstoßen. Sie flogen zur nächsten Militärbasis, luden mich ab und ließen mich dort warten. Ich betete. Dann kam ein Offizier und sagte: „Sie haben Glück, wir bringen Sie in ein öffentliches Gefängnis.“ Und so wurde aus mir

ZUR PERSON

Adolfo Pérez Esquivel

Im November 1931 in Buenos Aires als Kind eines spanischen Fischers geboren, studierte er Architektur. Er arbeitete als Bildhauer und war bis 1974 Professor für Architektur an verschiedenen Hochschulen. Seit den 60-er Jahren setzt er sich intensiv für den gewaltfreien Kampf für Menschenrechte in Lateinamerika ein. 1980 bekam er den Friedensnobelpreis. Heute ist er Vorsitzender von Serpaj Argentinien, einer ökumenisch geprägten Organisation, die sich unter anderem für Straßenkinder und Ureinwohner einsetzt.

ein gesetzlich anerkannter Häftling, bis man mich schließlich frei ließ. Ich wurde nicht umgebracht, weil 1978 meine Nominierung für den Friedensnobelpreis bekannt gegeben wurde und wegen des internationalen Drucks.

Wurde Ihr Kampf danach vehementer?

Nach einem solchen Erlebnis ist einem bewusster, was die wichtigen Dinge im Leben sind. Bereits im Gefängnis dachte ich, wenn ich hier lebend raus komme, ist es meine Pflicht weiterzukämpfen. Alleine schon für alle Mitstreiter, alle Compañeros, die ihr Leben während dieser Zeit verloren haben.

Und heute: Ist Südamerika erwachsener, demokratischer?

Es beginnt eigene Ideen zu haben. Bisher ließen wir uns mental kolonialisieren und unterdrücken. Nun aber hat Südamerika eigene Gedanken, eine eigene Stimme und trifft politische Entscheidungen selber. Argentinien etwa hat in Richtung Demokratie viele Fortschritte gemacht. Heute werden hier Gerichtsverfahren wegen Menschenrechtsverletzun-

gen während der Diktatur geführt. Früher wäre das unvorstellbar gewesen. Es gibt sicher noch vieles zu tun. Vor allem in den Provinzen Argentiniens werden die Rechte der Indigenas oft noch mit Füßen getreten.

Wofür setzen Sie sich heute besonders ein?

Unsere Organisation Serpaj hat zum Beispiel Programme gegen die Armut erarbeitet. In der Peripherie von Buenos Aires haben wir etwa zwei Ausbildungszentren errichtet, wo Straßenkinder einen Beruf erlernen können. Die Menschen werden zunehmend vom Land durch multinationale Konzerne vertrieben. Die legen riesige Soja-Plantagen an und zerstören damit auch die biologische Vielfalt. Dies alles sind schwere Menschenrechtsverletzungen.

Welchen Traum gibt es für Sie noch zu erfüllen?

Mit 80 Jahren hat man schon einen großen Teil des Lebensweges hinter sich. Bis Gott mir sagt: „Jetzt besuchen wir einen anderen Ort“ – werde ich weiter gehen. Solange man jedoch im Diesseits reist, sollte man es mit offenen Händen tun. Mit einer Faust kann man nicht säen. Für mich ist jedes Kind, dem ich helfen kann, das Leben anzulachen, ein erfüllter Traum.

Interview: Camilla Landbø



Rebell: Esquivel 1981 mit „Müttern der Verschwundenen“.